



Angela

Krauß

Der

Strom

Suhrkamp

SV

Es ist Sommer. Die Dichterin hält Mittagstisch am Platz neben dem Klavier, ihr Mäzen spielt Tennis, siebzehn Flugstunden weit weg, der Besitzer des französischen Restaurants bedient sie stets selbst. Die Oliven sind schwarz, fest und scharf. Dieser lustvolle Weltbezug steht im Gegensatz zu einer Existenz der Askese, zu der niemand Zutritt hat. Beide Lebensplätze – Tisch und Klause – befinden sich im rückwärtigen Viertel, jenem Stadtviertel, von dem es vor dreißig Jahren hieß: *Die Russen sind fort*. So wie die Dichterin hier Erinnerungs- und Zukunftspartikel einsammelt, bis es zu einer plötzlichen Partikelverdichtung kommt, so abrupt durchfährt sie eines Nachts ein unbekannter Strom, als sollte sie unter hohem Druck aus ihrem Körper vertrieben werden. Es ist an der Zeit, ihre Siebensachen zu packen.

Angela Krauß entfaltet in ihrem neuen Prosakunststück eine poetische Existenz in der Spannung dieser Zeit, eine beflügelnde Gleichgewichtsübung voller Witz und Zauber, Geist und Seele.

Angela Krauß lebt in Leipzig. Sie veröffentlicht seit 1984 Romane, Erzählungen und Gedichte, für die sie vielfach ausgezeichnet wurde. Zuletzt erschien *Eine Wiege*, Suhrkamp Verlag 2015.

Angela Krauß
Der Strom

Suhrkamp

Erste Auflage 2019

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42867-2

Der Strom

Eins

Es ist Sommer. Mein Mäzen spielt Tennis.

Ich halte Mittagstisch am Platz neben dem Klavier: la table de la poétesse. Die Oliven sind schwarz, fest und scharf. In La Jolla lebt mein Mäzen, Verehrer der Poesie, siebzehn Flugstunden weit weg. Ich suche die Essenz des Daseins, mehr muß er nicht von mir wissen. Er hat einen guten Aufschlag, mehr muß ich nicht von ihm wissen.

Das sind die Bedingungen. Wer jetzt zur Tür dieses kleinen, gediegenen Restaurants (drei Michelin-Sterne) hereintritt – ich hätte ihn im Blick aus der Tiefe des Raums, er mich ebenfalls –, mag auf diese Strenge nicht gefaßt sein. Ich wirke weicher, liebenswürdiger, als denke ich ans Küssen. Das ist Tarnung. Etliche frühere Leben habe ich in Höhlen verbracht. Das Licht war schwach, der Himmel fern, mein Körper zäh. Es ist an der Zeit, die Askese zu brechen. Auch wenn sie mir im Blut liegt, ich will sie bändigen. Ich bestelle fünf Gänge und dies jede Woche. Solange die Erde ihre Bahn nicht verläßt.

Vor dreißig Jahren faßte ich mit zwei Fingern den Zipfel der Tapete unter meiner Zimmerdecke und riß sie herunter, ich stieß das Fenster auf. Ich wollte fliegen. Der Mond stand über dem Bahnhofsgelände und beschien die Gerätewelt. Züge mit Kesselwaggons wurden auf die Abstellgleise geschoben, Wasserdampfwolken stiegen aus den

Kesselöffnungen, aus der Stolowaja dampfte der Brodem. Es war ein unscheinbarer Eingang unter dem Lichtkegel der Straßenlampe, die Generäle schepperten mit Messern und Gabeln in den Hinterzimmern, die Soldaten patrouillierten vor der Kommandantura.

Monsieur le Patron, der dies in ein Restaurant verwandelte, bedient mich stets selbst. Er besitzt jene seltene Eleganz aus Respekt, Herzenswärme und Diskretion bis in die Bewegungen hinein, die sein Metier krönt und als nahezu ausgestorben betrachtet werden muß. Monsieur le Patron weiß, wie man lebt: wie in Frankreich. Er hatte es lange genug studiert im ersten Hotel der Stadt und wartete den rechten Zeitpunkt ab. Denn die Lebensänderung glückt nur zum rechten Zeitpunkt. Niemand kennt ihn, er liegt plötzlich in der Luft, und alles verlangt nach einer Tat. Ich riß die Tapete von den Wänden und stieß das Fenster auf. Nicht in jedes Leben legt die Weltgeschichte Kreuzungen solcher Dimension, und nicht jeder vermag sich im richtigen Moment in die richtige Richtung zu bewegen, bedacht und couragiert wie mein Patron. Was aber ist das Richtige, was war es, was wäre es gewesen! Monsieur streift lächelnd durch sein Restaurant und schließt die Augen.

Er schätzt die Kunst; mir scheint, es führt diese Menschen wie von selbst in meine Nähe. Als sei die Welt voller

Seelenverwandter. Es handelt sich freilich um eine Fehlsichtigkeit, der keiner entgeht, sie verstärkt sich mit den Jahren, weshalb sich der Mensch beharrlich täuscht, was die Menschheit betrifft. Ein jeder ist Einladung für seinesgleichen, daraus ist das ganze Netz gesponnen. Irgendwo mittendrin sitze ich am Tisch der Poétesse, hoffend, daß es sich mir offenbart.

Ich bin geduldig aus Erfahrung. Der Mensch muß warten können. Heimlich, denn Warten gilt nichts. Einst hat es auch mich nach einer Tat verlangt, alle um mich herum handelten längst. Die Tat räumt augenblicklich aus dem Weg, was bremst. Doch das Gedicht steht inwendig raumfüllend da. Ich fühle es als einen atmenden Geist. Nichts, was mir geschieht, nichts, was sich ereignet, kann an ihm vorbei. Dieser Geist verliebt sich alles ein, Tag und Nacht, jahrein, jahraus. Dabei tut er so, als verlange er nichts, er möchte ignoriert werden wie ein vegetativ gesteuertes Organ. Ich verhalte mich also ruhig.

Ich darf eins nicht von ihm fordern: daß er erscheint. Das heißt: warten können. Vielleicht erscheint das Gedicht auch nie in diesem Leben, dann eben im nächsten. Wenn ich in diesem warten konnte. Monsieur le Patron streift mich mit seinem Lächeln, er wird diese letzten Konsequenzen nicht kennen. Dafür schenkt er mir seine

ritterliche Empathie, die meine ganze vage Existenz umfaßt. Dies ist die kaum steigerbare Beziehung, die mir ein Mensch bieten kann. Ich weiß, sie erfordert wahre Reife und Format. Ich sollte sie nicht anders nennen als Liebe.

Es ist der Tisch neben dem Klavier: Energien fließen hier zusammen von allen Seiten des Raums, die anregend verwinkelt ausgreifen. Vom Eingang her nicht gleich überschaubar, führen sie in kleine Schluchten und Nischen, mehr angedeutete Räume, die ihre Verbindung zum Mittelpunkt nicht verlieren, der einen ganz kleinen Tanzplatz darstellen könnte, für ein einzelnes, in sich vertieftes Tangopaar, das sich dank dieser Raumsituation niemals konzentrisch eingekreist und angestarrt fühlen würde, eher schon wie von einer leicht bewegten Schleppe aus Aufmerksamkeit und Wohlgefallen umschwungen.

Die Lebenslage, die mich hierher geführt hat, sie ähnelt diesem Raum, ihre ausgreifenden Verwinkelungen reichen ins Unerreichbare. Dennoch verlieren sie sich nicht im Nichts, als sei jede Lebenslage, und sei sie schwindelerregend, gehalten in einem namenlosen Mittelpunkt.

Das Klavier, ist es in gutem Zustand? Wird es regelmäßig gespielt, vielleicht an bestimmten Tagen des Monats, oder hatte es eine große Vergangenheit und darf sich hier davon

ausruhen? Wer weiß. Nicht jede Frage will eine Antwort. Ich schätze es gelegentlich, wenn die Dinge offenbleiben, ich unterlasse Nachforschungen. Die Dinge ringsum wollen manchmal vielleicht nicht gestört werden, während sie sich anordnen zu einer Komposition von Ereignissen, die das Gedicht an sich genannt werden kann. Es handelt sich dabei um nichts weniger als das Leben; ein jeder schreibt es am Tag und in der Nacht, es läßt sich in diesem Lebensgedicht herumgehen wie in einem Raum. Man mag in ihm spazieren wie in einem funkelnden vierdimensionalen Kaleidoskop, dem das Geheimnis der Symmetrien zugrunde liegt – ein Fall für den Lehrstuhl der reinen Mathematik!

Im Laufe des Lebens ist in mir die Ahnung unserer Einfachheit gewachsen. Man beginnt ja immer mit dem Gegenteil; der Erstsemesterwahn hat sein Recht, zum Anfangen braucht es Hochmut, zum Aufhören Klarheit. Das lehrte mich meine Mutter. Einmal besuchten wir Monsieur le Patron. Sie hielt genau auf dem Tanzplatz inne und begann sich aufmerksam mit ausgebreiteten Armen um die eigene Achse zu drehen, um den Raum zu ergreifen. Sie fühlte sich unbeobachtet, wie immer. Dabei lächelte sie: was sie wahrnahm, fand ihre Zustimmung.

Mein Mäzen ist anwesend. Er leistet mir Gesellschaft, wovon niemand weiß. Vor dreißig Jahren stieß ich das Fenster

auf, flog nach Westen, überquerte eine buttergelbe Wüste und bog kurz und scharf in Richtung Äquator ab. Über den Tennisplätzen des Campus von La Jolla stand der Vollmond, er stand sehr tief, ein leuchtender Ball über dem Netz, ein für die Stunde meiner Ankunft innehaltender Netzwolley genau über den zwei Seiten des Spiels. Ich war in der Mitte der Welt angekommen. Mein Mäzen, ich danke ihm, wenn mir das Lachsfilet von Monsieur le Patron auf der Zunge zergeht, begleitet vom Entzücken der Betrachtung, das dieser Wirbelpunkt des Raums, la table de la poétesse, mir beschert.

Ich hatte ihn schon bald gefunden, meinen Tisch, dabei ließ ich mich leiten wie meine Mutter. Mir ist nie entgangen, wie sie sich mit allen Poren einen Raum eratmet hat; es war ihr so wenig bewußt wie das Luftholen selbst. Sie hielt inne und hob gedankenverloren die Arme. Die langlebigsten Lektionen kommen von Menschen, auf die wir nicht mehr reagieren können. Sie hat es mir vorgeführt: Jeder Raum zielt auf den Körper, er berührt ihn kontaktlos, beide verbinden sich augenblicklich, jenseits des Verstandes. Raum und Körper sind eins. In lichten Momenten dringt diese verborgene Sensation zu einem durch, als plötzliche Erweckung, als erotischer Strom. Etwas Ekstatisches scheint im Gange zu sein. Es ist weiter nichts als das Lebendige. Man möchte tanzen, doch man

denkt zuviel. So hat man schnell wieder vergessen, was das Lebendige eigentlich ist, wie es strömt, blitzt, glüht und klingt. Eine winzige Ablenkung reicht, und der Mensch erlischt, ohne es zu merken.

Mein Patron erscheint, ich darf wählen. Die Schiefertafel mit den Hauptgängen erzwingt höchste Geistesgegenwart, es gilt die Speisen im Geiste zu schmecken, möglichst zügig, das überfordert mich. Hinge ich jetzt meiner Imagination nach, wäre die Küche bald geschlossen. So ist es mit allem, was das Leben uns offeriert. Im stillen bin ich aufgebracht, schon wieder wählen zu müssen. Ich will nichts ausschließen, wer entspannt ist, will ja sagen. Monsieur fühlt das. Danke, sagt er, mit einem Hauch von Verbeugung, kommt sofort.

Wissen Sie, flüstere ich, als er ein Ingwersüppchen serviert, das Gedicht fordert das Äußerste an Strenge, ich bin erschöpft. Ich habe keine Ressourcen übrig, um zu wählen. Tun Sie es für mich. Erlauben Sie mir zu empfangen, nichts als das! Aber Madame, flüstert mein Patron zurück, dazu sind Sie auf der Welt! Und das muß mir gesagt werden! Ich schwöre, es war das letzte Mal, ich werde die Askese brechen, der mich das Gedicht unterwirft. Ich werde mein Leben ändern. Keine Freiheit, die verlockender wäre: Du kannst dein Leben ändern. Keine Fessel, lustvoller denn

jene: Du mußt dein Leben ändern! Und das schon ein Leben lang. Heilige Poétesse!

Monsieur: Sie erlauben – ich darf für Sie wählen? Ich: Die Welt scheint in Ordnung! Das ist der Sinn dieses Orts, er widert er und entfernt sich, er hat mir meine Wünsche von den Augen abgelesen. Er weiß, ich bin kein Gast wie jeder andere, die Poeterey zehrt an der Substanz, ich muß ernährt werden auf allumfassende Weise, wozu er auf seine Art beiträgt, durch schwebendes Verstehen, das sich delikate materialisiert.

Es war mein Mäzen, der von meiner Lage Kenntnis erhalten haben muß, er erfaßte meinen Erschöpfungsgrad sofort. Ich suche das Dasein zu begreifen, ohne es festzuhalten, es ist flüchtig wie ein Traum, tut aber so, als sei es eine Stadt mit Festungsmauern. Nichts kann sie erschüttern, nur Worte, die klingen. Im Traum war ich bei einem Gang durchs rückwärtige Viertel im dichten Schneetreiben in die Vergangenheit geraten, hatte kurz die Zukunft betreten und, tiefer in der Nacht, getrieben von einer plötzlichen Erhellung, bei Monsieur Zuflucht gesucht und diesen Tisch auserkoren – im Traum irren wir uns nie –, es war der richtige: Im nächsten Moment, kaum saß ich, hagelte es Geistesquäntchen wie Sterne in Sterntalers Rock. Mir mangelte nichts. Ich hatte meinen Platz gefunden.

Das war der Traum. Ich zögerte nicht lang und stellte ihn im Leben nach, indem ich meine Wohnung, die mir als Klausur dient, verließ und der rückwärtigen Straße folgte und nun allwöchentlich bei Monsieur einkehre. Ich weiß mich seitdem der Zukunft sicher, zu der dennoch schwer durchzudringen ist, sobald man den Traum wieder verlassen hat. Ich weiß nun immerhin vom Seinszustand der Zukunft, und in Momenten des poetischen Affekts bin ich diesem Zustand an meinem Platz am nächsten.

Noch während meines Besuchs kam ein Scheck, sein symbolischer Wert ist unbezifferbar, mein Mäzen verläßt die Sphäre des Symbolischen übrigens durch keinerlei sichtbare Handlung. Möglicherweise verhandelt er mit Monsieur le Patron, als Verehrer meiner Poesie spricht er mit mir in der Sprache der Bilder. Vielleicht hält er es für möglich, daß ich auf lebenspraktischem Terrain weniger sicher bin. Vielleicht hält er das auch für bedeutungslos. Vielleicht aber weiß er einfach mehr: Die dreißig Jahre sind Vergangenheit, jetzt vor der unmittelbaren Zukunft heißt es im Vollbesitz der eigenen Kräfte zu sein. Man muß seine Sienesachen griffbereit haben. Der Körper muß gut genährt sein, nicht mit Überflüssigem, sondern mit geordneten, abrufbaren Ressourcen. Nicht unwahrscheinlich, daß der Körper demnächst zu Exerzitien aufgerufen wird, die in der Vergangenheit niemand für möglich hielt.

Im Traum trieb es mich die rückwärtige Straße entlang. Es war dunkel, große Schneeflocken streiften die Häuser; der Popsprung war noch immer ausgeblieben. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich erfuhr, daß dieses Jahr kein gewöhnliches werden wird.

Das Verlangen nach Lebensänderung erfaßt mich seitdem jedesmal, kaum habe ich am Tisch Platz genommen. Als sei ich an einen Zustrom angeschlossen. Vielleicht handelt es sich hier um einen Kraftplatz von alters her, vor zweitausend Jahren, da diese Stadt noch als Idee existierte und man dieser Idee einen Namen gab: Aregelia – und allein der Klang ihres Namens sie von hier aus ins Leben rief. Das richtige Leben duldet keinen Aufschub, vor zweitausend Jahren nicht, vor dreißig Jahren nicht und nicht jetzt; es muß beim Namen gerufen werden! Das richtige Leben, es steht in den Sternen; die Poeterey steht freilich auch in den Sternen.

Kaum sitze ich mit festem Boden unter den Füßen eine Weile entspannt da, überfluten mich Lebensänderungsphantasien. Sollte mir Monsieur diese Weile einräumen bis zum Hauptgang, wird es gleich losgehen: Es ist, als schützte jemand oben am schwarzen Firmament Goldfitter aus; ich schließe die Augen. Die Unendlichkeit als Abstraktion ist ertragbar, nicht aber die Unendlichkeit

unserer Möglichkeiten! Es hagelt Teilchen, Himmelskörper, die noch nicht in ihre Bahn gezogen wurden, vielleicht der Sternenüberschuß, weil oben ja streng auf Geometrie geachtet wird, sonst würde alles auseinanderfliegen. Wer bekleidet dieses Amt? Ein Sternwarter – ich küsse diesen Sternwarter, ich will ihn sofort kennenlernen! Aber man muß warten können.

Monsieur le Patron konnte auch warten, bis er vor dreißig Jahren beschloß, ein eigenes Restaurant mit französischer Küche zu eröffnen. Er sei seinem Gehör gefolgt, er liebe die Sprache, sie fließe auf der Zunge wie Wein, und sie erlaube ihm, Distanz im Vertrauten zu kultivieren. Leicht neigt er sich im Vorbeigehen mir zu: Wir alle konnten damals warten auf den richtigen Zeitpunkt, er erscheint wie ein Zeichen, dann reicht ein Wort! Monsieur, dann kommen viele Jahre, erwidere ich, und alles kommt anders, schon hat man das Fliegen wieder verlernt, und der richtige Zeitpunkt vergißt sich. Mein Patron umfaßt seine Gäste mit einem zärtlichen Blick. Keine Bange, Madame, wir erkennen ihn wieder, wann immer er im Leben erscheint, das macht unsere Stärke aus!

Ich verfolge seinen raschen luftigen Gang, diskret über-
sieht er keinen und hat doch keinen gesehen. Längst weiß ich die Anzahl der Jahre zu schätzen, die ein Mensch